

NZZ Podium zu Gast bei LUCERNE FESTIVAL Sonntag, 26. August 2012

Glaube Umgang mit Unsäglichem

Martin Walser

In dem Roman «Muttersohn» heisst ein Satz: «Das Erlebnis des Verstandenwerdens ist das heftigste Erlebnis überhaupt.»

Direkt verstanden zu werden, nur über den Verstand verstanden zu werden, ist mir zu wenig. Etwas zu sagen, das an nichts rührt als an das Verstandesverständnis, lohnt nicht. Was man so sagen könnte, weiss jeder selber. Und weiss es besser, als ich es ihm sagen kann. Überhaupt die direkte Mitteilung; die beabsichtigte, kalkulierte, peinlich! Ich möchte mich unwillkürlich äussern und es nicht wissen müssen, wie und wo es einen anderen berührt. Und denke dabei natürlich an Kierkegaard, der gesagt hat: Wir haben zu viel zu wissen gekriegt und fangen zu wenig damit an. Ich fange allerdings gleich noch einmal mit Kierkegaard an. «... die Offenbarung ist am Geheimnis kenntlich», sagt er. «... das Kennzeichen der religiösen Sphäre ist, dass nämlich das Positive am Negativen kenntlich ist.» Sagt er. Und: «Die Gewissheit des Glaubens ist ja kenntlich an der Ungewissheit ... das ist die ironischste von allen.»

Und: «Das Religiöse kann keinen unmittelbaren Ausdruck haben.» Und: «Durch direkte Mitteilung liess es sich nicht machen, da sich diese immer nur zu einem *Empfänger in Richtung auf sein Wissen, nicht wesentlich zu einem Existierenden verhält.*»
«... mein eigentümliches Verfahren ... liegt eben in der Gegensätzlichkeitsform.»

Das wirklich Erleichternde, wenn ein ganz anderer in einer ganz anderen Zeit das Gleiche sagt. Hier Hölderlin. In einem Gedicht, das so anfängt:

«Was ist Gott?»
Und dann sagt:
«Je mehr ist eins
Unsichtbar, schicket es sich in Fremdes.»

Das ist doch Kierkegaards «Gegensätzlichkeitsform».

Oder wieder Hölderlin, ein anderes Mal:

«Nah ist
Und schwer zu fassen der Gott»

In Professor Böschensteins Konkordanz lässt sich nachzählen, dass in Hölderlins Spätwerk kein Wort so oft vorkommt wie «Gott», «Götter», «göttlich»: 320 mal.

Als abschreckendes Beispiel, Paul Tillich: «Tiefe ist eine Dimension des Raumes, doch zugleich ist sie ein Symbol für eine geistige Wirklichkeit ... Der Name dieser unendlichen Tiefe und dieses unerschöpflichen Grundes alles Seins ist Gott.»

Schon Hegel hat gesagt, in solchem Gebrauch sei das Wort Gott «ein sinnloser Laut.»

Das Gegenteil bei Kierkegaard: die Offenbarung als Geheimnis. Oder dann eben Karl Barth. Seine Theologie, sagt er, will «jenseits von allem Ja und Nein» stehen. «Wissend», sagt er, «dass alle direkten Mitteilungen darüber ... immer *entweder* Dogmatik *oder* Kritik sind. Und: Alles Reden darüber hat sich «jedes direkt ... gemeinten Wortes zu enthalten.» Und: «Als der *unbekannte* Gott wird Gott erkannt» ... als der, an den man nur ohne Hoffnung auf Hoffnung hin *glauben* kann.»

Und: «Nie wird Ehrfurcht und Demut vor Gott etwas anderes sein wollen als Hohlraum, Entbehren und Hoffen.» Und mein Lieblingssatz von ihm: «Was sich nicht aufheben lassen, sondern sich (als Ja oder Nein) selbst rechtfertigen will, das ist eben um deswillen gerichtet.» Und einmal sagt er es, noch Kierkegaard näher, gegen direkte Mitteilbarkeit gerichtet: Theologie dürfe «nicht zum System entarten. Sie muss ... unter allen Umständen Erzählung sein und bleiben.»

So weit die religiöse Erfahrung meiner Hausgötter.

Jetzt zu mir. Mir hilft zunächst was der Theologe Christoph Gellner, gefunden hat in seinem Aufsatz: «Religion im Werk von Martin Walser.»

Zuerst kommt «Halbzeit» dran, 1960 erschienen, die Hauptfigur heisst Anselm Kristlein. Da steht: «Wenn es Gott gäbe», so zieht Edmund Anselm in ein Religionsgespräch, «wie könnte es dann noch etwas Wichtigeres geben als Gott?» Und doch probiert jeder, ein bisschen zu handeln. «Wir rechnen es uns hoch an, dass uns unsere Glaubenslosigkeit dann und wann ein bisschen juckt... für die Irrsinns-Frequenz des Glaubens haben wir alle kein Gehör ... es hat seit Christus keinen Christen mehr gegeben. Ich habe mich abgestrampelt, ein Gläubiger zu werden, aber jetzt ist Schluss, Schluss, Schluss. Gott gibt es nicht ... und ich bin nicht der Mann, mir einen zu basteln.»

Anselm Kristleins Frau notiert in ihr Notizheft: «Mein Leben ist in der Gebetsprache nicht mehr unterzubringen. ... Ich habe Gott mit diesen Formeln geerbt, aber jetzt verliere ich ihn durch diese Formeln. ... Die leiseste, unhörbarste Stimme in mir ist meine Gebetsstimme. Traut sie sich nicht, lauter zu sein, oder hat sie nicht mehr Kraft?»

Dann aus dem Roman «Das Schwanenhaus»: «Das war eine Vorstellung aus seiner Kindheit. Dieser aus einem Wolkenloch brechende Glanz kommt von Gott. Hinter dem

Glanz wohnt Gott. ... Die Macht der Vorstellung aus der Kindheit ist nicht durch Widerlegung zu brechen. Du hättest dich entwickeln müssen, denkt Gottlieb Zürn. Es ist nicht, dass du jetzt zurückfällst, du bist nicht weitergekommen. Du bist geblieben, was du warst. Primitiv. Ein Kind».

Dann 1981 aus der Büchner-Preis-Rede: «Ich möchte annehmen, auch ein richtiges Atheisten-Kind muss, bevor es in das Gottlosigkeits-Stadium seiner Eltern eingehen will, durch ein Dickicht durch, in dem Gott mit jedem Ast den Weg verbaut ... »

Dann aus einem Gespräch: «Gott ist nicht tot. Er fehlt.»

Dann aus einem Aufsatz: «Mir fällt ein, was mir fehlt: das ist die Grundlage der Schriftstellerei. Das ist auch die Grundlage der Religion, das ist die Grundlage unserer Sprache: weil wir etwas *nicht* haben, haben wir Sprache. Wenn wir Gott hätten, hätten wir kein Wort dafür. Nur für den Mangel braucht man Wörter.»

Dann 1985: «Gott ist die Höhle in jedem, in der die Dunkelheit Platz hat, die zu uns gehört. Denkt Messmer.» Und so weiter.

Womit ich sagen will, auch wir, die wir seit Jahrzehnten zuschauen, wie Gott in den Laboratorien der Theologie zerbröselt wird, wir, die den Glaubenskampf jeweils an die Modedisziplin, momentan also an die Linguistik, delegieren, auch wir können noch in den Schrecken dieses jungen Büchner fallen, wenn wir wieder einmal zahnwehscharf spüren, dass Gott fehlt.

Als dann in den letzten zwei Jahren von mir Bücher erschienen, in denen auch religiöse Erfahrungen anklingen, erntete ich dafür sowohl hellste Zustimmung wie finsterste Verurteilung. Zustimmung in Basel, Verurteilung in Zürich. Die Verurteilenden führten, wenn sie gnädig sein wollten, dieses religiös Angehauchte auf mein Alter zurück. Die NZZ titelt: «Martin Walser zelebriert mit dem Roman «Muttersohn» seine religiöse Spätberufung.» Man sieht daran, je weniger einer weiß, umso griffiger kann er formulieren. Die «NZZ am Sonntag», schliesst ihren Verriss so: «Hoffentlich findet Walser aus diesen Wirren bald wieder zurück.»

Es wäre der Presse gegenüber ungerecht, wenn ich nicht erwähnte, dass die «Basler Zeitung» den Roman «grandios» nannte und «ein tollkühnes Unternehmen». Und eben in dieser Zeitung wurde auch der Satz zitiert, dass Verstandenwerden das heftigste Erlebnis sei. Nach Zürich hätte dieser Satz wirklich nicht gepasst.

Ich habe mich aber noch weiter verstrickt in diese Wirren mit dem Büchlein über Rechtfertigung. Mir musste auffallen, dass Rechtfertigung tausend und mehr Jahre lang ein Gut war, so hoch wie schwer erreichbar, und im 20. Jahrhundert verkommt dieses höchste Unerreichbare zum Recht-haben. Und Rechthaben ist die Sportart, durch die

Intellektuelle sich jetzt auszeichnen wie durch nichts sonst. In der sogenannten schönen Literatur kein Thema mehr. Letzte Ausnahmen waren Kafka und Robert Walser. Aber in der Theologie wird durch Karl Barth, und allein durch ihn, die Rechtfertigung noch einmal zum Thema. Und das so radikal wie seit Augustinus nicht mehr. Weder der Glaube noch die Werke verhelfen zur Rechtfertigung. Der «Glaube», sagt er, «ist für alle der gleiche Sprung ins Leere. Er ist allen möglich, weil er allen gleich unmöglich ist.».

Zum Glück ist, was Karl Barth sagt nicht neu. Es wäre lächerlich zu glauben, was er sagt, sei neu. Unsere Existenz betreffend gibt es keine Novitäten, wohl aber Befreiungen aus der Gefangenschaft unwürdiger Gewohnheit.

Hegel zum Beispiel (in «Glauben und Wissen»): « ... das Nichtzuberechnende, Leere, ein unerkennbarer Gott, der jenseits der Grenzpfähle der Vernunft liegt, – eine Sphäre, welche nichts ist für die Anschauung, ... nichts für den Genuss, ... nichts für das Erkennen ... »

Also bei Karl Barth: «Als der unbekanntete Gott wird Gott erkannt ... ». Und bei Hegel « ... ein unerkennbarer Gott ... ». Karl Barth musste den Satz in Nietzsches Nachlass nicht kennen: «Der gläubige Mensch ist der Gegensatz des religiösen Menschen.» Gerettet ist der Mensch bei Karl Barth nur «als der Verlorene, gerechtfertigt als der nicht zu Rechtfertigende.»

Da ich sozusagen immer schon bekennen musste, dass mir einfällt, was mir fehlt, dass der Mangel meine Muse sei, dass ich nicht sagen könne, ob es Gott gebe oder nicht gebe, dass ich nur sagen könne: er fehlt, mir fehlt er; deshalb war Karl Barth für mich eine Erweckung. Ich hatte mein Leben auch im Klima des Rechthabenmüssens verbracht. Jetzt kann ich zugeben, dass ich Karl Barth brauchte. Ohne ihn wäre mein Bedürfnis nach Rechtfertigung stumm geblieben und mutlos. Sein unanschaulicher Gott, seine hoffnungslose Hoffnung, das hat mir entsprochen, hat mich geweckt. Ich konnte immer nur sagen, dass mir etwas fehlt. Ich wusste: Wenn ich versuchen würde, auszudrücken, was, würde ich sicher lügen. Was mir fehlt, ist nicht zu sagen, ohne das Fehlende zu verfehlen. Ich muss den Mangel ungesagt ertragen. Anerkennen, dass es ein unsäglicher Mangel ist. Etwa in dieser Stimmung traf mich Karl Barth.

Gott wäre natürlich prima. Aber er könnte, wenn es ihn gäbe, nicht deutlicher sein als er durch seine Abwesenheit ist. So ist er das Wort für alles, was mir fehlt. Ich bin nach oben offen. Da kommt mehr hinaus als herein. Wenn ich nicht durch etwas abgelenkt bin, produziert sich in mir der Text vom Alleinsein. Kein Ersatz zählt. Und es gibt grandiosen Ersatz. Ruhm, Geld und so weiter. Der Mangel bleibt. Ich bin natürlich scharf auf Ablenkung. Ablenkung macht müde, und müde merkst du weniger krass, dass du unmöglich bist, weil es keine Rechtfertigung gibt. Aber es gibt Zustände, in denen die Abwesenheit von Rechtfertigung weniger spürbar ist. Das Erlebnis, dass etwas schön

ist. Etwas schön zu finden, ist mehr als ein Ersatz für das, was fehlt. Es ist eine mich übersteigende Fähigkeit, dass ich etwas schön finden kann. Nie bist du so wenig allein, wie wenn du etwas schön findest. Solange du etwas schön findest, bist du erlöst. Erlöst von dir. Und nachher, als Gewesenes, bleibt Sehnsucht. Das ist der Mangel in Reinkultur. Sehnsucht ist der körperliche Ausdruck für das, was uns fehlt. Also leichthin gesagt: Wenn es Gott gäbe, gäbe es keine Sehnsucht. Und Luther sagt ganz genau, dass eine Sehnsucht, wenn sie nur gross genug ist, schon nach Erfüllung schmeckt.